



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland**

**Richter, Julius Wilhelm Otto**

**Leipzig [u.a.], 1883**

Das alte Hessenvolk und sein Glaube.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30013**



**Das alte Hessenvolk.** Nachdem wir uns so im Lande der „blinden Hessen“ umgesehen, wollen wir auch den ältesten Insassen, unseren Vorfahren, den alten Chatten, einige historische Rückblicke zuwenden. Wie schon erwähnt, werden dieselben zu dem weitverzweigten Volksstamm der Sueven gerechnet, sind aber in ihren Wohnsitzen sehr konservativ gewesen. Ohne Zweifel wanderten sie wie die übrigen Zweige der großen indogermanischen Sprachfamilie in unvordenklichen Zeiten aus dem Innern Hochasiens ein. Die erste Kunde von den Chatten verdanken wir dem römischen Geschichtschreiber Tacitus. Derselbe erzählt uns in seiner „Germania“, daß die Chatten am „Herchnischen Walde“, also etwa innerhalb der Stromgebiete der Fulda und der Schwalm, der Eder und der Lahn, bis zum Rhein und Main wohnten. Ihr Kern- und Mittelpunkt lag an der Mündung der Eder in die Fulda. Dem Volke rühmt Tacitus ausdauernde Leiber, nervigen Gliederbau, trozige Gesichter, große Lebhaftigkeit des Geistes, natürlichen Verstand und Gewandtheit nach, ebenso ihre Treue und Tapferkeit, ihren Gehorsam und ihre Verehrung ihren Feldherren gegenüber. Ihr Kriegsheer bestand meistens aus Fußvolk. Es herrschte die Sitte, daß heranwachsende Jünglinge sich Haupthaar und Bart so lange stehen ließen, bis sie den ersten Feind erlegt hatten; dann schoren sie sich und weihten ihr Haar den Göttern. Eine freilich etwas dunkle Stelle in der „Germania“ meldet uns auch den seltsamen Gebrauch der Chatten, einen eisernen Armring, das Zeichen schwachvoller Fessel, so lange freiwillig zu tragen, bis sie einen Feind erlegt, und selbst dann noch bis zum hohen Alter dieses Symbol eines bindenden Gelübdes zu tragen, um sich immer wieder von neuem durch Heldenthaten von demselben zu befreien.

Bei den Feldzügen des Drusus waren die Chatten Verbündete der Sigambren und setzten sich gegen die Römer, wiewohl vergebens, bei Arbola zur Wehr. Als Stammverwandte der Cherusker kämpften die Chatten auch in der großen Freiheitsschlacht im Teutoburger Walde mit (9 n. Chr.) und empfanden sieben Jahre darauf die Rachezüge des Germanicus. Dieser verbrannte ihren Hauptort Mattium (Meze) und nahm ihres Fürsten Arpus Gemahlin und Tochter gefangen. Das Jahr darauf fand abermals ein Einfall der Römer mit 30 000 Fußgängern und 3000 Reitern in das Land der Chatten statt. Im Jahre 44 zog der römische Statthalter Galba in ihr Gebiet und brachte die seit der Varianischen Niederlage, also 35 Jahre lang, daselbst verbliebenen römischen Gefangenen sowie den letzten damals erbeuteten römischen Adler zurück.

Im Jahre 58 hatten die Chatten einen Streit mit den Hermunduren über die Salzquellen (wahrscheinlich in der Gegend von Salzungen an der Werra), der, wie uns Tacitus (Ann. XIII, 57) berichtet, übel für sie ausschlug. Auch an dem Aufstand der Bataver unter Civilis in den Jahren 69 und 70 hatten sie teil und belagerten mit den Usipetern und Mattiakern die Feste Moguntiacum (Mainz). Im Jahre 88 unter Domitian besiegten die Chatten die Cherusker, sodaß ihr Fürst Chariomer bei den Römern um Hülfe nachsuchte, aber umsonst.

Seit der Eroberung Galliens durch Julius Cäsar hatten sich die Römer immer mehr an dem Rheine festgesetzt. Schon im Jahre 12 n. Chr. hatte, wie man annimmt, Drusus an der Mündung des Main eine Feste, das spätere Mainz, angelegt und von diesem militärischen Mittelpunkte aus zogen strahlenförmig Römerstraßen, Kastelle und Wälle auch auf dem jenseitigen Rheinufer in das Innere Germaniens. Man erkennt deren Spuren noch deutlich, z. B. über den



Taunus und ihnen gegenüber die der germanischen Ringwälle nach der Nidda, der Wetterau und dem Odenwalde. Ob die noch bis vor kurzem bei niedrigem Wasserstande sichtbaren Pfeiler einer festen Brücke bei Mainz Überreste eines Römerwerkes seien, vielleicht von Trajan herrührend, wird freilich nicht ohne Grund bestritten. Doch wir wollen hier die Überreste aus Römerzeiten in der Provinz Rheinhesse nicht verfolgen, da wir von ihnen schon früher sprachen (vgl. Bd. IV). Ebenso haben wir von den Spuren des Pfahlgrabens schon im vorigen Bande im Kapitel über Wetterau und Vogelsberg gehandelt. Auch von den Spuren der Römerbefestigungen im Odenwald ist gelegentlich die Rede gewesen. In den beiden südlichen Provinzen des Großherzogtums Hesse, nämlich in Starkenburg und Rheinhesse, treffen wir überhaupt keine rein chattische Bevölkerung an; dort wohnten zuerst die mit den Galliern verwandten Kelten, die germanischen Bangionen, zu denen später von Süden die Alemannen und von Osten die Burgunder kamen. Letztere wurden bekanntlich von Hunnen und Franken besiegt und in das Innere Frankreichs zurückgedrängt. Die Chatten waren, wie so viele deutsche Volksstämme, in den Bund der Franken aufgegangen, deren Macht besonders Chlodwig, der Enkel Merovigs, begründete. Nach Besiegung der letzten Römerherrschaft bei Soissons (486), der Alemannen bei Zülpich (496), der Burgunder bei Dijon (500) und der Westgoten bei Vouglé (507) erstreckte sich sein Reich von der Garonne bis zu den Quellen des Rheins, von den Alpen bis zur Nordsee. Einige Jahrhunderte später erscheint der Volksstamm der Chatten von dem der Franken losgelöst und führt den Namen „Hesse“. Der Übergang des Ch in H zu Anfang des Wortes läßt sich durch analoge Beispiele erklären, wie sich neben Chattuarii auch die Form Hattuarii findet; ebenso die Verwandlung des t-Lautes in zz in der Mitte des Wortes, so in Hazzuarii für Hattuarii. Daraus ward dann später ein s-Laut, und so finden wir bei fränkischen Annalisten des 8. Jahrhunderts durchgängig die Formen Hassii oder Hessii. Über den Sinn des Wortes vermutet Jakob Grimm, daß es auf eine eigentümliche Kopfbedeckung der Chatten (vergl. das englische hat der „Hut“), etwa auf eine Binde oder Art Haube sich beziehen könne. Ihr höchster Gott Wodan selbst trägt einen Hut, und so mögen auch die chattischen Priester mit einer mitra geschmückt gewesen sein. Ein solcher Priester, Namens Tibes, mußte im Triumphzug des Germanicus (17 n. Chr.) mit der Tochter des chattischen Fürsten Noromiros (Tacitus nennt ihn Actumerus) in Rom mit aufziehen. Die Chatten hatten auch weisssagende Frauen (alahtrudi); so prophezeite ein chatta mulier dem Vitellius sein Schicksal (68 n. Chr.). Fast bei keinem andern deutschen Volke haben sich so viele Erinnerungen aus dem Heidentum bewahrt, als bei den Hesse. An Wodan, ihren Hauptgott, erinnert der Wuotansberg im Edergrund und im Fuldathal bei Rothenburg; in letzterem soll der sogenannte Großvatersberg dem Gewittergott Donar geweiht gewesen sein. Vom Gudens- oder Odenberge bei dem Dorfe Meße, dem uralten chattischen Mattium, das nach Tacitus (Ann. I, 56) Germanicus verheerte, erzählt die Sage heutzutage noch viel. Ein Weib, das ihren Gatten ermordete und die Stadt den Feinden verriet, steht zur Strafe als weiße Frau im Bache und heißt im Volksmunde die „Windelswäscherin“. Ebenso spuken in der Umgegend die Geister habgieriger und ungerechter Bewohner. Hier behaupteten sich im 11. und 12. Jahrh. die hessischen Grafengeschlechter von Maden, Gudensberg und Felsberg.





Das Siegfest nach der Schlacht im Leutoburger Walde. Nach G. Rogel.

dda,  
gem  
nes  
hne  
der  
hen  
hon  
uch  
ede  
sen,  
ein  
ten  
nen  
nen  
ten  
en,  
Be-  
bei  
glé  
ns,  
fs-  
n".  
oge  
et;  
in  
den  
ten  
uß  
nat  
hr  
en  
ns  
ter  
nit  
co-  
bei  
em  
ert  
em  
ien  
at-  
hlt  
nd  
nd  
die  
nd  
eg.



Ein alter Volksreim nennt noch sechs Dörfer zwischen Gudensberg und Kassel; er lautet:

„Dissen, Deute, Haldorf, Mitte, Bune, Besse,  
Das sind der Hessen Dörfer alle jesse.“

Im Dorfe Maden soll das alte Volksgericht seinen Sitz gehabt haben; „maden“ soll soviel bedeuten wie „tagen“, und der Ort Maden, sowie der Maderstein und die Maderheide sollen daher ihren Namen haben. Wie in so manchem andern Götterberge, sollten deutsche Helden und Fürsten im Odenberge, harrend auf den Tag ihrer Erlösung, schlafen. Einst nahte ihm auch Kaiser Karl mit einem großen Heere und litt großen Mangel an Wasser. Auf sein Flehen scharrte sein Roß mit dem Hufe, und siehe da! es floß reichlich Wasser aus einem Borne, den man noch heutzutage wegen seiner glänzenden Flut den „Glitzborn“ nennt. Aber auch die Spuren der Blutbäche, die da in heißer Schlacht vom Odenberge rannen, sieht man noch immer, besonders wenn der Regen die alten Rinnen wieder aufwäscht. An die Walstätte sollen auch noch manche Namen in der Umgegend gemahnen, wie Karleskirchen und Karlesweide. Als nun der große Karl und sein Heer sich den Durst gelöscht, so erzählt man sich, da that sich der Odenberg auf, und hinein zog der Fürst mit seinen Mannen. Nach anderer Version war es aber der mächtige Kaiser Karl der Quinte, d. h. der V., und dieser soll alle sieben Jahre seinen Umzug halten. Manche meinen, der Quinte käme von einem alten Zeitwort quinen für „schwinden“ und bedeute also nur der „Entschwundene“. Mit dem Rufe: „Der Quinte kommt!“ beschwichtigen heute noch ungeduldige Mütter ihre schreienden Kinder. Auch in dem benachbarten „Scharfenstein“ soll verzaubertes Kriegsvolk sein Wesen treiben. Oft hört man da drinnen dumpfen Trommelschlag und unterirdisches Getöse; zuweilen erscheint der Heerfürst, und etliche wollen ihn gesehen haben. Mitunter war es auch einem Beglückten vergönnt, den Eingang zu finden und den verzauberten Kaiser, ähnlich wie den Rotbart im Kyffhäuser, zu schauen. Ein Schmied fand so den Weg und sah dort hünenhafte Recken mit eisernen Kugeln Regel spielen. Er bat sich eine solche aus, nahm sie mit heim und siehe da! sie verwandelte sich in lauterer Gold; doch den Eingang des Berges fand er niemals wieder. Ein Hirte aber, der ein verlorenes Schwein suchte, pflückte die Wunderblume, die ihm das Innere des Zauberberges erschloß; er sah viele Schätze, mit denen er sich die Taschen füllte; doch die Glücksblume ließ er trotz des warnenden Zurufs: „Vergiß das Beste nicht!“ im Berge liegen. \*)

Im Scharfenstein hütet eine weiße Jungfrau große Schätze, in der man unschwer die gütige Göttin Holda erkennen wird. Ferner zeigt man bei Großen-Mitte die Spuren einer Riesenhand auf einem ins Feld geschleuderten Felsblock, den ein aus dem Odenberg gekommener Hüne vergebens nach der Kirche schleuderte.

Am Mader Stein aber hatten unsere Vorfahren im Jahre 1247 den Sprößling eines alten chattischen Fürstengeschlechtes: Heinrich, das Kind von Brabant, auf den Schild gehoben.

Von der germanischen Göttin Holda haben wir bei der Schilderung des Meisners schon manches erzählt; wenn es dort nebelt, so „hat Frau Holle ihr Feuer im Berge“, wenn es schneit, „macht sie ihr Bett“, und scheint die Sonne, so „kämmt sie ihr goldenes Haar“. Und so erinnern noch viele Sagen und

\*) Daher soll das bekannte blaue Blümlein den Namen „Vergißmeinnicht“ erhalten haben.



Märchen, sowie abergläubische Gebräuche an den Glauben unserer Vorfahren, worüber sich der Spezialforscher Landau ausführlicher vernehmen läßt. Teufel, Hexen, Gespenster, böse Geister, versunkene und verzauberte Schätze u. dergl. spielen darin eine große Rolle.

Gewisse Tage, wie der 1. Mai (Walpurgisnacht) und der sicherlich einst dem Gewittergott Donar geweihte Himmelfahrtstag, an dem heilkräftige Kräuter gesammelt werden, haben heute noch große Bedeutung. Noch lodern hier und da in der Johannismacht die Notfeuer, durch die das Vieh getrieben wird, um es vor Seuchen zu bewahren. Noch gießen in der Sylvesternacht verliebte Mädchen Blei, streuen Asche und Salz, um ihren künftigen Bräutigam zu schauen, wohl ein Rest des heidnischen Freyer-Kultus zu Ehren des Gottes der Ehe und Fruchtbarkeit. Noch glaubt das Volk an die Existenz eines Werwolves, noch fürchtet es sich vor dem Vertauschen der Kinder, dem Unterschieben der sogenannten Wechselbälge, was man böswilligen Kobolden zuschreibt. Am verbreitetsten sind die Sagen und Märchen von den „Wichtelmännchen“.

**Von den Wichtelmännchen.** „Wichtelmännchen“ kommt von Wicht, soviel als Knirps, und bedeutet eine Species jener kleinen bald hülfreichen, bald neckischen Geister, die man der großen Klasse der Elfen (Elben) oder Zwerge unterordnet. Sie haufen meist in unterirdischen Wohnungen; so zeigt man eine Wichtelkammer bei Richelsdorf, ein Wichtelhaus bei Ernsthausen, das Wichtelloch am Dosenberg bei Attershausen am Schwalm, ein anderes bei Ziegenhain oberhalb der sogenannten Ruchmühlen und anderwärts in Kurhessen. Von der Dienstfertigkeit dieser kleinen Geister geben viele Sagen und Märchen artige Proben. So halfen einem armen Schuster nachts zwei Wichtelmännchen seine Arbeit vollenden; als ihnen aber die mitleidige Schustersfrau Kleidchen hinlegt, ziehen sie dieselben zwar an, hüpfen aber mit den Worten:

„Sind wir nicht Knaben, glatt und fein,  
Was sollen wir länger Schuster sein?“

zur Thür hinaus und kommen nie wieder. Entweder werden sie nämlich durch Geschenke eitel und wollen nichts mehr arbeiten, oder betrübt, daß man ihre uneigennütigen Dienste belohnt, oft aber auch zornig über unbefugte Neugier oder zugesügten Schabernack, wie die Heinzelmännchen in dem bekannten Gedichte von August Kopisch.

Mit Vorliebe halten sie sich in verlassenem Schlössern auf, um dort ihre Feste zu feiern. Ein solches beschreibt Goethe sehr anschaulich in seinem reizenden „Hochzeitsliede“. Aber auch von ihren Neckereien und ihren boshaften Streichen handeln viele Volksmärchen. So versilzen sie Menschen und Tieren die Haare, bewirken die sogenannten Weichselzöpfe (von „Wicht“ und nicht von der Weichsel), verursachen in Pferde- und Hühnerställen plötzlichen Lärm, poltern mit neckischer Lust überall, daher der Name „Poltergeister“, setzen sich den Menschen auf die Brust und verursachen somit das sogenannte Abdrücken (von Ab oder Elb, gleich Elfen), entziehen den Kühen die Milch, bewirken bei Neugierigen Blindheit, ja, bei Unfolgsamen oft den Tod. Dies gab Veranlassung zu den bekannten Balladen vom „Erlkönig“ von Goethe und „Erlkönigs Tochter“ von Herder. Lästig sind namentlich oft die Kobolde und Hausgeister; will man sich ihrer durch Auszug oder gar Verbrennen des Hauses entledigen, da sitzt plötzlich